ZEIT FÜR LIEBE

Roman

von

Noel Aiden

Copyright 2017 für die deutsche Ausgabe: Noel Aiden

Cover: Ideekarree Leipzig, fotolia.com & Noel Aiden

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung bedarf der ausschließlichen Zustimmung des Autors.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Verwertung, Übersetzung
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Korrekturat: Ute Prager

Einige Kapitel basieren auf dem Roman ‚Jeder Tag ein Jahr‘
von Noel Aiden und wurden komplett überarbeitet und teilweise neu verfasst.

Ausführliche Informationen zum Autor:

www.ferkau.com

ISBN-13: 978-1546597025

ISBN-10: 1546597026

Printed by Amazon Distribution

Liebe Leserin, lieber Leser von vorablesen.de,

vor über einem Jahr veröffentlichte ich den Roman ‚Jeder Tag ein Jahr‘.

Erfreulicherweise erhielt der Roman beste Kritiken.

Warum also eine Neuveröffentlichung?

Sechs Monate später las ich den Roman mit innerem Abstand zum Text und stellte fest, dass dem Roman eine Straffung gut tun würde. Ich kürzte den Text um 100 Seiten, schrieb manches um, strukturierte die Kapitel neu – und las den Roman erneut. Endlich war alles, wie es sein sollte. Trotz der strikten Kürzungen und Änderungen war jede wichtige Aussage noch vorhanden. Komprimiert, spannend und lesbar.

Sollten Sie ‚Jeder Tag ein Jahr‘ kennen, empfehle ich Ihnen trotzdem, diese neue und endgültige Version ZEIT FÜR LIEBE, sozusagen den Director’s Cut, zu lesen.

Ich wünsche Ihnen, dass sie den Roman mögen und Junacho und Selina gerne auf ihrem Weg begleiten.

Ihr Noel Aiden

Juni 2017

ERSTES KAPITEL

1

Wenige Meilen entfernt erwog ein Mann, sich umzubringen. Eine Frau überlegte, ihren gefühllosen Mann zu verlassen. Eine Tochter verzweifelte an der Missachtung ihrer Mutter. Und ein Verwirrter plante, hunderte Menschen auf einmal zu töten. Sie alle ahnten nicht, dass die Vorsehung des Lebens sie sehr bald mit einem Mann vereinen würde, der jetzt noch ein Baby war.

Dieses Baby war von seiner Mutter im Barranco de Lucia ausgesetzt worden. In diesem Barranco lebte ein Mann in einer Höhle. Wer ihn kannte, nannte ihn Rafa den Säufer. Rafa hielt sich an einem Felsvorsprung fest und blinzelte verwirrt.

»Ein Kind. Wo kommt es her, dieses Kind? Warum brüllt es hier, mitten in der einsamen Schlucht?«

Er musste träumen, so viel stand fest. Der Wein gaukelte ihm Bilder vor, die nicht von dieser Welt waren. Das weinende Baby hatte einen ganz roten Kopf. Es konnte nur ein paar Tage alt sein. Eingewickelt in eine dünne Decke auf einem Kissen.

»Ich mag das nicht, ich will das nicht. Das stört mich«, murmelte er, der mit kleinen Kindern nichts anzufangen wusste, genauso wenig wie mit Erwachsenen, denn es herrschte ein kalter Wind in seinem Altmännerherzen.

Er machte staksige Bewegungen mit den Armen und ein paar Kniebeugen, die so seltsam anmuteten, dass sogar die Echsen ihre Köpfe abwandten. Er versuchte, den Alkoholnebel aus seinem Schädel zu verdrängen, was halbwegs gelang. Falls er träumte, würde er nun erwachen und das Baby wäre verschwunden. Doch nichts änderte sich.

Auf diese Weise gestärkt überlegte Rafa, was zu tun war, denn allem Anschein nach war das Kind genauso real wie die Wärme, der Wind und die aufgeheizten Felsen.

Es gab ein Kinderheim in der Nähe. Dort würde er seinen Fund abliefern. Es gab außerdem die Polizei, mit der Rafa allerdings nichts zu tun haben wollte, obwohl er sich gesetzestreu verhielt.

Das Baby greinte und Rafa hob es ans Gesicht. Als er an der milchweißen Haut schnupperte, seufzte er entrückt, ohne dass es ihm bewusst war. Dieser milde Duft setzte in ihm ein längst vergessenes Gefühl frei und eine Erinnerung, die er ganz schnell wieder verdrängte.

Das Baby sabberte an seinem Hals. Es war leicht wie eine Feder, ein hilfloses kleines Ding, völlig abhängig von wohlmeinenden Menschen. Es würde keinen weiteren Tag überleben, wenn sich niemand um es kümmerte.

Rafas Seele wurde weich und Etwas, das erstarrt war, regte sich. Das verwirrte ihn und raubte ihm noch mehr Gleichgewicht als der Alkohol. Nein, er durfte das Kind nicht sterben lassen. Und weggeben? Damit es in falsche Hände geriet und Menschen ausgeliefert war, die damit wer weiß was anstellten? Außerdem war es so ... niedlich, so schwach, so bedürftig.

In diesem berausenden Moment beschloss er, das Kind nie wieder herzugeben.

Das war Aberwitz, denn er war ein Gestrandeter. In den letzten Jahren hatte er sich verantwortungslos verhalten und war zu dem geworden, was anständige Bürger mitleidig angafften und Touristen heimlich fotografierten. Er war an einem Punkt, an dem ein einziger Euro ihn glücklicher machte als alle Liebe der Welt.

Mit dem Kind müsste er einiges ändern.

Wie er das anstellen sollte, war in diesem Moment tranceähnlicher Klarheit und inneren Leuchtens unwichtig. Wichtig war die Entscheidung.

Vor der Kirche von San Fernando erbettelte Rafa fast zehn Euro.

Er kaufte Milch, ein Babyfläschchen und Windeln.

Der Junge sollte es sicher haben. Deshalb hatte Rafa die Höhle mit Gestrüpp und einigen Steinen verschlossen, sodass niemand mögliches Babyschreien hörte und Wildtiere keinen Zugang fanden. Dennoch war er nervös, denn man konnte schließlich nie wissen, was so ein Winzling für Bedürfnisse hatte. Also beeilte er sich, soweit sich das mit der Bettelei vereinbaren ließ, und eilte zurück in die Schlucht.

Dort füllte er die Flasche mit Milch und wärmte sie in der Sonne. Er schnupperte an der Milch, besorgt, sie könne sauer geworden sein. Dann fütterte er das Kind. Anschließend reinigte er das Baby mit Quellwasser und wickelte es ungeschickt. Er stupste seine Nase an den kleinen, kaum behaarten Kopf und staunte über das zierliche Leben, das er in den Händen hielt. Er wog es sanft auf den Armen und wartete, bis es Bäuerchen gemacht hatte und einschlief.

Das Kind hatte sich entwickelt. Es war nicht mehr rosig, sondern hatte ein rundes, freundliches Gesicht. Und es war beweglicher.

Alles in Rafa verlangte nach Rotwein. Nur einen Liter wollte er trinken, nur ein bisschen Vergessen geschenkt bekommen. Doch was wäre, wenn der Junge erwachte und seiner Hilfe bedurfte? Was, wenn etwas Unvorhergesehenes geschah und er nicht aus dem Rausch hochkam?

Also litt der alte Mann, der erst knapp sechzig war. Er zitterte am ganzen Leib und schwitzte und fror zugleich. Immer wieder fiel sein Blick auf das winzige Bündel Leben und ehe er sich versah, weinte er. Tränen benetzten seine Wangen, während nicht weit entfernt, greifbar nah, die Sonne hinter den Felsen verschwand und frischer Wind die Schlucht kühlte, während sich der Himmel rot färbte, einige wenige Wolken lapislazuliblau glühten und Schwärme von Kanarienvögeln ihre Heimatpalmen suchten, wo sie aufgereggt singend den Abend begrüßten. Er drückte sich an den Fels, der die Wärme gespeichert hatte, und endlich beruhigte er sich,

spuckte aus und murmelte: »Madre mía! Ich bin ein verdammter Narr. Doch nun habe ich es begonnen und muss es beenden. Einmal im Leben etwas beenden.«

Aus der Ferne trug der Wind den Atem des Meeres mit sich. Echsen huschten durch vertrocknete Gräser und machten raschelnde Geräusche. Zwei Geckos hatten es sich über dem Kopf des Babys bequem gemacht und warteten auf Ungeziefer als Abend Speise. Rafa schloss die Augen und ignorierte seinen fordernden Körper.

In der Ferne erklang das Bimmeln der Ziegenglocken. Marco, der Hirte, sammelte seine Herde hinter der Anhöhe im Tal.

Rafa murmelte: »So, wie die Ziegen Marcos Obhut anvertraut sind, ist im Grunde alles der Obhut der Menschen anvertraut. Das ist eine Verantwortung, die alle betrifft. Der werde ich mich nicht entziehen.«

3

Am nächsten Tag blieb Rafa den ganzen Tag bei dem Säugling.

Es war ein grauenvoller Tag.

Rafa versuchte, die Lust auf Alkohol wegzuschlafen, doch ihn plagten Alpträume und immer wieder schnellte er hoch. Er war hungrig, aber nicht in der Lage, ins Dorf zu gehen. Stand er auf, knickten die Beine unter ihm weg und so viel Schweiß brach ihm aus, dass er glaubte, in sich selbst zu ertrinken. Er schüttete Quellwasser in sich hinein, entleerte sich immer wieder, erbrach sich ein ums andere Mal und verwünschte dieses Baby, das sein Leben durcheinandergebracht hatte. So würde es nicht funktionieren. Morgen würde er den Jungen in das Krankenhaus bringen, sich zwei Liter Wein kaufen und anschließend einen ganzen Tag und eine Nacht schlafen.

Er wickelte das Baby und fütterte es mit Milch.

Er murmelte vor sich hin und befürchtete, wahnsinnig zu werden. Irgendwann schlief er ein, erschöpft wie ein Marathonläufer.

Das Greinen des Jungen weckte ihn. Kein lautes Weinen, sondern ein fast mürrischer Laut. In Rafas Schädel summt und brummt es, seine Knochen schmerzten und seine Muskeln fühlten sich an wie Schlamm. Seine Zunge glich einer vertrockneten Feige und alles in ihm schrie nach einem Schluck Wein.

Dort lag der Junge, doch er sah anders aus als gestern Abend. Er war ...

Santa Madre de Dios!

... er war größer! Viel größer. Gut zehn Zentimeter länger. Und er hatte ein anderes Gesicht. Das Gesicht eines Kleinkinds, das kein Säugling mehr war. Kein Wunder, dass der Bursche ungehalten war, denn die Windel musste schrecklich kneifen, da auch die Beine dicker geworden waren.

»Der Wein hat mein Hirn zerstört«, murmelte er und kroch zu dem Jungen. Sonnenlicht stahl sich in die Höhle und brach sich auf einem vollen Haarschopf, auf hellblonden Haaren, die über Nacht gesprossen waren.

Der Junge blickte ihn aus großen blauen Augen an und lächelte.

»Wieso guckst du so?«, fragte Rafa und wagte kaum zu atmen. »Zuletzt warst du noch ein blinder Wurm.«

Der Junge öffnete den Mund und sagte: »Grara!«

Rafa fuhr zurück und stieß sich den Kopf an einem Überhang. Er verschluckte einen Fluch, denn vor einem Kleinkind fluchte man nicht. Nein, das gehörte sich nicht.

Der Junge grinste und wackelte mit dem Leib.

Es roch durchdringend nach einer vollen Windel.

»Ein übler Streich«, murmelte Rafa. »Bin ich noch hier in der Höhle oder schon im Irrenhaus von Las Palmas? Träume ich das alles nur? Hat mich das Delirium ergriffen und der Tod wartet hinter der nächsten Ecke?«

»Grara«, sagte der Junge.

Rafa füllte die Milchflasche und fütterte den Jungen. »Du brauchst feste Nahrung, Dios mío. Milch allein genügt nicht mehr. Ist sowieso nach diesem Frühstück alle.«

Er würde Babynahrung kaufen müssen und Wein.

Eine Belohnung für den Kleinen und eine für sich. Wer so etwas erlebte, brauchte eine Belohnung.

Der Junge trank den Inhalt der ganzen Milchflasche und Rafa wechselte naserümpfend die zu kleine Windel, die er in einer Plastiktüte verknotete. Danach wackelte der Junge mit den Armen und den Beinen und lachte zufrieden. Rafa schob dem Jungen seine alte Jacke unter und hoffte, dass sie nicht von Milben oder Läusen befallen war. Wie er es drehte und wendete: Das alles war eine blöde Idee gewesen, eine spontane Eingebung, eine Irrung seiner Gefühle. Wie sollte er sich dauerhaft um das Kleinkind kümmern?

Er hockte neben dem Jungen und sah ihn an.

»Du bist blond, hellblond, kleiner amigo«, sagte er. Der Junge lauschte aufmerksam. »Und du hast blaue Augen.« Rafa schüttelte langsam den Kopf. »Kein Spanier hat hellblonde Haare und blaue Augen. Ich kenne jedenfalls keinen.« Er überlegte und trank aus dem Plastikkanister, in dem das Quellwasser zur Neige ging. Er wischte sich die Lippen ab, wobei er seine kratzige Wange spürte. Er beschloss, sich demnächst zu rasieren. »Du siehst aus wie ein kleiner Guancho.«

»Grarala.«

»Guancho«, wiederholte Rafa. »Weißt du, was das ist?«

»Gagada.«

»Das sind die Ureinwohner von Gran Canaria und die haben in solchen Höhlen wie dieser gelebt. Man sagt, die sind schlank und groß und gutaussehend gewesen. Und viele von ihnen waren blond, hellhäutig und hatten blaue Augen. Vielleicht sind die auch so schnell gewachsen wie du, wie sonst hätten sie fast zwei Meter groß werden sollen? Kein normaler Spanier ist zwei Meter groß.«

Der Junge blinzelte fröhlich.

»Guancho«, sagte Rafa. »Oder besser ... Juancho. Ja, so werde ich dich nennen. Juancho. Das ist ein schöner Name, der deine Vorfahren ehrt, kleiner blonder amigo.«

Der Junge, Juancho, bewegte die Lippen, als wolle er den Namen nachsprechen.

Rafa grinste. »Nein, das kannst du noch nicht. Aber wer weiß ... Vielleicht bist du morgen ja wieder so erstaunlich gewachsen und siehst wieder älter aus, als es richtig wäre. Dann solltest du es aussprechen können.« Er stand auf und winkte ab. »War nur ein Scherz.«

Er ahnte nicht, wie sehr er sich täuschte.

4

Als Kind der *hispanidad* hatte Rafael Martiguez in seinem Leben viel erlebt. Zu viel würden manche sagen. Nicht nur den *franquismo*, sondern auch das anschließende Wirtschaftswunder, das Spanien zu einer der zehn stärksten Wirtschaftsnationen der Welt gemacht hatte. Ein einschneidendes Erlebnis hatte Rafa vor zehn oder zwölf Jahren gehabt, als er nach Barcelona gefahren war, um dabei zu sein, wie eine der letzten beiden Franco-Statuen zerstört wurde. Es kam zu Ausschreitungen, bei denen Rafa das erste und letzte Mal in seinem Leben gewalttätig wurde. Jeder Schlag gegen einen aufgebrachten Radikalen war ein Schlag der Rache für seinen Vater gewesen, der in Francos Folterkeller gestorben war.

Anstatt erleichtert zu sein, endlich atmen zu können, war danach in Rafas Seele alles leer. Das war seltsam und irgendwie nicht richtig, aber was konnte er schon gegen die seltsamen Diktate der Seele tun?

Er wusste nicht weiter, umgeben vom Wissen der Jahrhunderte, doch das nützte ihm nichts. Kein Lebender hatte ihm etwas zu sagen und nicht selten schien es ihm, als sei die Geschichte seines Lebens in Wasser geschrieben. Selbst der Tod schreckte ihn nicht. Warum auch? Es mochte von Vorteil sein, wenn dann die Karten neu gemischt würden.

Er begann zu trinken, jobbte nebenher, trennte sich von einer Frau und dann von der nächsten und schließlich landete er auf dem Sozialamt, wodurch er sich mehr schlecht als recht durchschlagen konnte.

Er lernte alles, wirklich alles zu verdrängen. Er hörte auf, darüber nachzudenken. Das war Selbstschutz, damit es ihm nicht das Herz brach. Er haderte nicht, resümierte nicht, sondern lebte ausschließlich in der Gegenwart, sozusagen von Weinflasche zu Weinflasche. Manchmal auch von Frau zu Frau. Zumindest immer von Tag zu Tag.

Anfangs quälte ihn die Vergangenheit in seinen Träumen, doch auch das endete irgendwann.

Schließlich vergaß er, was geschehen war.

Die Vergangenheit zählte nicht mehr, die Zukunft war ein leeres Blatt. Was er in der Gegenwart tat, würde die Zukunft bestimmen, auf die eine oder andere Art. Na und? Sollte er deshalb nervös sein? Was interessierte ihn die Zukunft? Was sie für ihn bereithielt, würde er wissen, wenn sie zur Gegenwart geworden war, weshalb er sie nicht kennen wollte. Wenn es gute Dinge waren, würde es eine angenehme Überraschung sein. Waren es unangenehme Dinge, würde er schon lange leiden, bevor sie einträfen.

Nun war Juancho in sein Leben getreten und hatte es komplett umgekrempelt. Vorgestern ein Baby, das heute ein Kleinkind war.

In den letzten zwei Tagen hatte Rafa dem Begehren nach Alkohol tapfer widerstanden. Er führte den Kampf gegen den Teufel mit einer Kraft, wie sie sein Vater gehabt haben mochte, als er sich gegen Franco aufgelehnt hatte. Das machte es nicht leichter, denn was geschah, hatte eher die Anmutung eines Traumes und wäre als Begleiterscheinung einer heillosen Ekstase leichter zu ertragen gewesen.

»Traurig?«, fragte eine Stimme hinter ihm.

Rafa fuhr herum und musterte den Jungen. Ein nackter Vier- oder vielleicht sogar Fünfjähriger mit blonden Haaren, die bis auf die Schultern fielen, strahlend blauen Augen und die Haut makellos weiß wie Alabaster. Das schönste Kind, das Rafa je gesehen hatte. Ebenmäßig, von eindrucksvoller Agilität und offenkundiger Gesundheit.

»Wie kommt es, dass du sprechen kannst?«, flüsterte Rafa. Er war hungrig, nervös und etwas ängstlich. Was hier geschah, gehörte in einen Bereich seiner Wahrnehmung, den es nicht geben durfte.

»Ich kann es«, sagte Juancho. Seine Worte klangen gebrochen, nicht ganz sicher artikuliert, eben so, wie ein Kind seines Alters sich ausdrückt. »Anziehen.« Juancho sah an sich herab. »Ich will nicht nackt sein.«

»Nein, selbstverständlich nicht«, beeilte sich Rafa zu antworten und legte dem Kind eine alte löchrige Decke über. Welches Kind in diesem Alter interessierte sich für seine ganz natürliche Nacktheit und war schamhaft? Liebe Güte, das war ... bizarr!

Es gab keine Erklärung für dieses Phänomen. Und was man nicht erklären konnte, musste hingenommen werden.

Also, dachte Rafa, werde ich dem Kleinen beim Heranwachsen zuschauen und in zwei Wochen mit einem jungen Mann in dieser Höhle wohnen. Bei dieser Vorstellung hätte er um Haaresbreite gelacht. Und in drei Monaten stirbt Juancho in meinen Armen. Der Gedanke machte ihn traurig. Ich werde ihn begraben und mein Verstand wird sich davon nie wieder erholen.

»Ich gehe in die Stadt und besorge dir Kleidung. Und dann werden wir sehen, wie es weitergeht«, sagte Rafa hilflos. Er hatte Juanchos Frage noch nicht erwidert und meinte, dem Kleinen die Antwort schuldig zu sein. Wirkte er traurig? Vermutlich sah jeder Mensch, der zehn Jahre auf der Straße gelebt hatte, mitgenommen aus. »Nein, ich bin nicht traurig, Juancho. Das wirkt nur so, weil ich unrasiert bin.«

»Freust du dich?«, fragte der Junge.

»Warum sollte ich mich freuen?«

»Weil es mich gibt.«

»Ja, das freut mich.«

»Und weil es dich gibt?«

Rafa sperrte den Mund auf, denn diese Frage hatte er nicht erwartet. Er nickte stumm und Juancho schien zufrieden. Der Junge hatte sich in die Decke gewickelt

und kauerte neben dem Höhleneingang, wo er Sonnenstrahlen einfing wie eine marmorne Statue. Ein matter Glanz lag auf dem makellosen Gesicht. »Du bist lieb.«

Rafa erstarrte.

Juancho sah ihn an. Ein reines Gesicht voller Glauben und Vertrauen. »Wie heißt du?«

»Ich ...« Rafa hüstelte. Nur nicht darüber nachdenken. Es einfach akzeptieren. Alles andere wäre Wahnsinn. »Ich heiße Rafael. Aber alle nennen mich Rafa.«

Juancho lächelte.

»Ich hole dir Kleidung und bin schnell wieder da«, sagte Rafa. »Du bleibst so lange hier und verhältst dich ganz still. Dir kann hier nichts passieren. Es dauert nicht lange.«

Er hatte nicht genug Geld und bei dem Gedanken, Bekleidung für Juancho stehlen zu müssen, überlief es ihn eiskalt. Er hatte stets darauf geachtet, nicht gegen das Gesetz zu verstoßen. Zum Betteln hatte er nicht genug Zeit, also blieb ihm nichts anderes übrig.

5

Er hatte sich in drei Läden bedient. Eine Sporthose, Unterwäsche und zwei T-Shirts. Dazu offene Schuhe, die Juancho garantiert zu groß sein würden ... noch!

Nachdem er den Jungen angekleidet hatte, machte er dennoch eine gute Figur. War er schon wieder gewachsen?

»Das ist schön«, sagte Juancho und strich mit den Handflächen über die neuen Stoffe.

Rafa streckte sich und staunte, dass die einem Muskelkater ähnelnden Schmerzen kaum noch zu spüren waren und Energie in ihm pulste, an die er sich zu erinnern meinte wie an ein Echo früherer Zeiten. Heute Morgen hatte er sich

gefühlte wie ein Vierzehnjähriger, der an einem schulfreien Tag mit klarem Blick und hellem Geist in seinem Zimmer aufwachte, während vor dem Fenster die Vögel den Inselfrühling besangen. Voller Lust auf einen Tag voller Abenteuer.

Rafa tastete in den Taschen seiner zerschlissenen Hose nach Geldmünzen. Irgendwo musste noch ein Fünf-Euro-Schein sein. Die eiserne Reserve, die jeder bei sich trug, der auf der Straße lebte. Mit fünf Euro konnte er Juancho in einem Café ein Frühstück kaufen, auch wenn es Geldverschwendung war. Manchmal musste man eben unvernünftig sein, nicht wahr?

»Lass uns ins Dorf gehen. Du bist bestimmt hungrig«, sagte er. »Ich jedenfalls bin es.«

Er nahm Juanchos Hand, die sich klein anfühlte wie ein junger Vogel und weich und voller Vertrauen. So gingen sie über den schmalen Trampelpfad hoch zur Schotterstraße, die ins Dorf führte, und von dort aus Richtung Süden nach San Fernando. Dreißig Minuten Fußweg, während die Frühsommersonne brannte und in der Ferne das Meer wie ein kristallfrischer Streifen lockte.

Ein Fremder hätte sie für Großvater und Enkel halten können.

Rafa fühlte sich genau so.

Und er war dankbar, dass er etwas längst Vergessenes gefunden hatte. Er empfand Liebe.

6

Juancho kaute auf dem Brot und zog den Speck zwischen die kleinen weißen Zähne. Seine Wangen waren gerötet. Er wirkte aufmerksam und jeder Bissen schien ihn zu erfreuen.

Rafa nippte an einem Espresso. Er hatte Hunger, sein Magen knurrte. Zudem war er sich der skeptischen Blicke einiger Passanten bewusst. Wenige Touristen in kurzen Hosen und Shirts, einige Canarios und zwei Polizisten der Guardia Civil, die sich mit geübtem machismo über den Bordstein schritten wie schwarze Ritter.

»Guck mal«, sagte Juancho.

Rafa folgte dem Fingerzeig. Gegenüber waren die beiden Polzisten mit einem Straßenmusiker im Gespräch, das immer lauter wurde, bis sie den jungen Mann schließlich in das Auto schoben und wegführten.

»Der Mann hat was vergessen!«, rief Juancho und rutschte vom Stuhl. Soeben wollte der Kleine über die Straße laufen, doch Rafa hielt ihn am Arm fest. Über die Gefahren des Straßenverkehrs schien der Junge nichts zu wissen.

»Warte«, sagte Rafa.

»Das Ding. Hat er vergessen.«

Nun sah Rafa auch, was Juancho so erregte. An der niedrigen Mauer lehnte eine Gitarre.

»Das Ding ist ein Musikinstrument. Warte«, wiederholte Rafa. »Setz dich wieder hin, bevor du überfahren wirst. Nicht auf die Straße laufen, Juancho. Das ist gefährlich.«

Drei junge Frauen zwei Tische weiter hielten im Gespräch inne und sahen zu ihnen. Dann begannen sie zu tuscheln.

»Du wartest hier und ich hole die Gitarre. Wenn die Polizei zurückkehrt, gebe ich sie ihnen«, sagte Rafa und staunte über seine Reaktion. Was interessierte ihn dieses Musikinstrument? Warum ließ er die Gitarre nicht einfach, wo sie war?

Weil Juancho sie gesehen hat.

Weil der Junge sich dafür interessierte.

Eine Minute später war Rafa zurück und stützte die Gitarre auf seinen Oberschenkel. Den drei Frauen, die erneut hersahen, schenkte er ein schiefes Lächeln. Glaubten sie, der abgerissene alte Mann wolle das Instrument stehlen?

Juancho starrte die Gitarre mit weit aufgerissenen Augen an. Seine Lippen bildeten ein staunendes ‚O‘.

»Kannst du darauf Lieder machen?«, fragte der Junge und wurde immer zappeliger.

Konnte er? Rafa rieb sich den Bart. Ja, selbstverständlich konnte er. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, war er vor zwanzig Jahren ein sehr guter Gitarrist

gewesen. Nicht viele hatten so schöne Arpeggios gezupft wie er. Wenn er das Salamanca oder Tarregas Malagueña gespielt hatte, waren ihm die Herzen der Frauen zugeflogen.

»Ja, das konnte ich«, ächzte Rafa.

»Machst du?« Juancho Lippen bebten. »Bitte, bitte, bitte!«

»Aber doch nicht ...«

»Biiiiitte!«

Rafa schaute in die Augen des Kindes. Ein großer klarer Blick traf ihn. Völlig rein, ohne Arglist, ohne Widersprüche. Die Augen eines Kindes, tiefe klare Seen ohne Grund. Er konnte diesem Blick nicht standhalten und das ergriff ihn. Er, ein alter Mann, der noch immer nicht völlig kraftlos war, wandte den Blick ab vor dieser Klarheit, vor einer noch reinen Seele, die nicht von dieser Welt zu sein schien und doch nicht anders war als jeder Blick eines Drei- oder Vierjährigen.

»Está bien«, murmelte er. »Wenn du es so willst ...«

Langsam fuhr der Daumen der rechten Hand über die Saiten und mechanisch stimmten die Finger der linken Hand die Töne. Es waren nur Nuancen, doch Rafas Ohren waren perfekt und er hörte jede noch so kleine harmonische Abweichung. Dann begann er zu spielen.

Etwas ganz Einfaches, das sich ihm regelrecht aufdrängte. Er erinnerte sich. Wusste noch immer jede Note und setzte sie um. Es war Roman castillo, ein Traditional, das jeder Spanier kennt und sofort mitsummen kann.

Rafa schloss die Augen und seine Fingerkuppen fanden genau die richtigen Saiten, die korrekten Bündel, die entsprechenden Akkorde. Als hätte er in den letzten zwanzig Jahren nie etwas anderes getan. Er und die Gitarre wurden eins und er ergötzte sich an den sanften Schwingungen des Korpus, der unter den Tönen zu leben schien.

Schließlich fielen die Finger vom Hals und den Saiten und Rafa starrte vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Er war noch immer ganz tief bei sich, bei den Melodien. Es dauerte einige Sekunden, bis sich sein Blick lichtete und er in die strahlenden

Augen Juanchos blickte, der den Kopf schräg auf die überkreuzten Unterarme gelegt hatte, die auf der Tischkante ruhten.

Erneut versank Rafa in diesem Blau des Himmels und des Meeres. Schließlich räusperte er sich. »So oder so ähnlich.«

Applaus brandete auf.

Rafa erschrak, als hätte ein plötzliches Unwetter eingesetzt und ein Blitz wäre auf die Straße geschlagen.

Die Frauen zwei Tische weiter klatschten und auch zwei Passanten, die während der Musik stehen geblieben waren und gelauscht hatten. Auch der Wirt, der Rafa noch Minuten zuvor skeptisch gemustert und zweifellos überlegt hatte, ob er den versoffenen Alten überhaupt bedienen sollte, schlug die Handflächen ineinander. Nach zwanzig Sekunden war alles vorbei und jeder wandte sich wieder seiner eigenen Realität zu. Lediglich der Wirt stand an Ort und Stelle. Er stapfte zu Rafa und Juanchos Tisch, kreuzte die Arme vor der Brust und schnarrte: »Hast du Material für dreißig Minuten?«

Rafa blickte auf und blinzelte.

»Na ja, kannst du dreißig Minuten mit deiner Musik füllen?«

Juancho zupfte an Rafas Ärmel und sprang von einem Bein aufs andere. Dabei nickte er, als kenne er Rafas Repertoire ganz genau.

»Na, was jetzt? Kannst du oder nicht?«

Rafa nickte. »Ja, ja, das kann ich. Ist gar kein Problem.«

»Wenn dir zwanzig Euro dafür reichen, komm heute Abend um zwanzig Uhr her. Dann spielst du eine halbe Stunde, hast eine Stunde Pause und spielst noch einmal eine halbe Stunde. Danach kannst du gehen, wohin du willst. Aber merke dir: Wenn du besoffen bist, hat sich mein Angebot erledigt.«

»Vierzig! Zwanzig für jede halbe Stunde!«, schnellte es über seine Lippen und am liebsten hätte er sich auf die Zunge gebissen. Wie konnte er so vermessen sein?

Der Wirt lachte knarzend und klatschte in die fleischigen Hände, als zerquetsche er sein erstes Angebot. »Vale, vale, alter Kerl! Vierzig! Aber dann will ich, dass du die Gäste begeisterst.« Er nickte knapp und drehte sich auf der Stelle um wie ein

Soldat. Er verharrte und sagte beiläufig über seine Schulter: »Wenn dir das gelingt, kannst du das von Dienstag bis Samstag machen! Und besorge dir anständige Kleidung, compadre.« Er verschwand im Café, wo ein schwules Paar gestenreich seine Aufmerksamkeit einforderte.

Rafa traute seinen Ohren nicht. Fünf Mal? Das waren achthundert Euro im Monat. Vermutlich bar in die Hand.

Eine der drei Frauen erhob sich und legte ihm zehn Euro auf den Tisch. »Das war wunderschön«, flüsterte sie. Zuerst wollte Rafa protestieren, denn so gehörte es sich, doch die Frau schenkte Juancho einen langen Blick, winkte ihren Begleiterinnen und alle drei stöckelten davon. Attraktive Frauen in kurzen wehenden Röcken. Ein paar Herzschräge lang empfand Rafa wieder wie ein junger Mann und ein Blick voller Tatendrang folgte den señoritas.

Er stellte die Gitarre neben den Tisch und wollte soeben den Wirt rufen, um eine Bestellung aufzugeben, als es ihm kalt über den Rücken rann.

Womit sollte er heute Abend Gitarre spielen? Er hatte kein eigenes Instrument. Würde er es ertragen, sich selbst und Juancho zu enttäuschen? Nein, auf keinen Fall! Also beschloss er, sich nur für diesen Abend die Gitarre auszuleihen. Morgen würde er sie zur Polizei bringen und ihnen eine glaubhafte Geschichte auftischen, damit der Straßenmusiker sein Instrument zurückbekam.

Ganz leicht war ihm bei diesem Gedanken, obwohl es ihn schüttelte. Denn er hatte die erschütternde Erkenntnis gewonnen, dass er eine Zukunft hatte.

ZWEITES KAPITEL

1

Am nächsten Morgen lag unter der weggestrampelten Decke ein Kind, das definitiv ein Jahr älter war als am Tag zuvor. Der Junge schwitzte und stöhnte. Rafa legte ihm die Hand auf die Stirn und stellte sofort fest, dass das Kind fieberte. In Juanchos Augen flackerte eine Krankheit.

»Armer Bursche«, sagte Rafa und war froh, noch genug Geld zu haben, um Medikamente einzukaufen. »Ich bin schnell zurück. Dann wird es dir besser gehen.«

Doch die Medikamente nützten nichts.

Eine ganze Woche lang saß Rafa neben dem Kind, aus dem nach und nach ein großer Junge wurde. Juancho fieberte, aus seiner Nase lief es, er hustete, erbrach sich, dann schlief er stundenlang, war schwach und wuchs. Wuchs immerzu.

Kleidung war kein Thema mehr. Rafa hatte sich während einer Schlafphase davongeschlichen und eine weitere Decke gekauft, sodass der Junge es immer warm hatte, während er nackt schlief. An Wein dachte Rafa nicht mehr. Dafür war später immer noch Zeit. Er wollte nur eines: dass Juancho gesundete. Nur das.

Der Gedanke, Juanchos Zustand würde sich verschlimmern, er müsse in ein Krankenhaus, wo sie ihn als Objekt ausbeuteten, raubte ihm den Nerv. Sie würden sich um den alternden Jungen reißen, würden Schläuche in ihn stecken, ihn an Maschinen anschließen und irgendwann in Scheiben schneiden, um ihn im Computer zu analysieren. Sie würden ihn zu einem Stück Fleisch degradieren, um an ihm ihre wissenschaftliche Neugier zu stillen.

Das durfte nicht geschehen.

Er hegte und pflegte Juancho. Und nicht selten saß er an einen Felsen gelehnt und Tränen rannen in seinen Bart. »Carajo, ich bin komplett neben der Spur«, knurrte er, kratzte sich den Bart und trocknete die Augen.

Er kochte Couscous aus Marokko, fügte frisches Gemüse vom Bauernmarkt dazu und hatte eine hochwertige Mahlzeit für wenig Geld. Er bereitete aus einer kleinen Hammelkeule eine Suppe, die er mit Reis andickte, und schnitt Maracujas in Hälften, mit deren Inhalt er Juancho liebevoll und vorsichtig fütterte. Er hatte eine dicke Salami gekauft und frisches Brot, was für wenigstens vier Tage reichen würde. Mehr als einmal hatten seine Finger über einem Tetrapack Wein geschwebt, doch er rechnete sich aus, dass er für diesen Euro zwei Dosen Cola bekam, deren Zucker den Jungen auf die Beine brachte. Außerdem brühte er Kräutertee auf, der mild und gesund duftete.

Es war erstaunlich. Einerseits wuchs der Junge von Tag zu Tag, andererseits schien er schwach und hilflos.

Da er sich rührend um das Kind kümmerte, konnte er sein Engagement im Café nicht wahrnehmen. Antonio hatte sich verständig gezeigt, doch das füllte nicht den Geldbeutel. Wenn Rafa bei Juancho war, konnte er nicht betteln.

Eines Abends, als Marco wie jeden Tag hinter der Anhöhe seine Ziegen sammelte, hockte Rafa vor der Höhle, in der Juancho schlief, und war traurig und hilflos. Für Juancho konnte er etwas tun, jedoch nicht für sich, nicht für seine Seele. Die war in Aufruhr. Und endlich gestand er sich und ihm dieses Gefühl zu.

Er murmelte: »Kleiner, ich liebe dich. Ich dachte, nie wieder lieben zu können, doch du hast etwas in mir verändert. Ich will, dass es dir gut geht. Mir ist völlig egal, warum du jeden Morgen anders aussiehst. Dieses Rätsel kann ich nicht lösen. Und falls wir in ein paar Wochen gemeinsam alt sind, soll es so sein. Wer sagt, dass Engel sind wie Menschen? Aber auch ein Engel muss gesund sein. Na ja ...« Er lächelte schief. »Immerhin scheint es dir schon besser zu gehen.«

Hinter ihm raschelte es und als er sich umblickte, sah er zu einem hochgewachsenen Elf- oder Zwölfjährigen hoch, der in eine der Decken gewickelt war. Schlank, hellhäutig, blond, mit ganz leichten Schatten unter den Augen. »Hallo, Rafael.« Eine klare Stimme. Deutliche Worte. Perfekte Aussprache. »Ein wunderschöner Abend, nicht wahr?«

»Jetzt ist er noch schöner geworden.«

»Was ist ein Engel?«

Rafa stutzte. Wie sollte er diese Frage beantworten? Darüber hatte er noch nie nachgedacht. Viel zu oft nahm man Gott, Engel und alles, was damit zusammenhing, leichtfertig in den Mund.

»Du hast mich belauscht?«

»Es ist so still hier, dass man alles hört.«

Rafa kratzte sich am Kinn. »Manche sagen, Engel sind himmlische Sendboten. Weißt du, manchmal benutzen Menschen Worte, die über den Inhalt der Worte hinausgehen. Auch Menschen, die nicht gläubig sind.«

Der Junge stand auf und breitete die Arme aus. »Ich bin ganz glücklich, dass es dir besser geht.« Er umarmte Juancho. Der Kleine war so zart wie ein Vögelchen.

»Du musst auftreten. Die Menschen warten auf deine Lieder«, sagte Juancho. »Kriegst du das heute noch hin?«

»Und du?«

»Mir geht es gut. Ich warte hier.«

Rafa lächelte erleichtert. »Das alte Problem. Nichts zum Anziehen.«

»Ohne Geld keine Kleidung«, sagte Juancho.

Rafa begriff. Er musste Geld verdienen.

2

Sie saßen vor dem Auftritt in einer bodega. Juancho nuckelte an einer Cola. Ein Paar, das viele Blicke auf sich zog.

Auf der Toilette hatte Rafa sich einen Gesamteindruck seines Aussehens verschafft. Er hatte vergessen, dass er trotz seines unsteten Lebenswandels und seines Alters noch immer ein einigermaßen attraktiver Mann war. Gebräunt, mit etwas zu vielen Adern auf der Nase und um die Augen herum, leicht welligen schwarzen Haaren, die jetzt zwar kürzer waren, aber ihm noch immer einen verwegenen Anstrich verliehen. Jeder konnte sehen, dass er einst ein schöner Mann

gewesen war. Sogar die Fingernägel hatte er sich geschnitten und gereinigt. Die Nägel der rechten Hand hatte er etwas länger gelassen, die der linken Hand gekappt. Wie es sich für einen Gitarristen gehörte. Denn das war er jetzt. Ein Gitarrist, der Abend für Abend die Menge begeisterte und der dafür sorgte, dass es in Antonios Kasse klimperte.

»Ich habe nachgedacht«, sagte Juancho. Er drehte den Strohhalm zwischen den Fingern. Dann sagte er: »Ich weiß, dass ich anders bin. Ich bin nicht so wie andere Menschen. Ich schlafe ein und wenn ich aufwache, weiß ich mehr als am Tag davor und bin größer geworden. Meine ersten Erinnerungen habe ich an deine Musik. Ich weiß, dass das erst eine Woche her ist. Damals reichte ich dir kaum bis zum Gürtel. Ich weiß so viele Dinge, die in mir wie ein großes Bild sind, aber ich kenne den Maler nicht.«

Und du redest wie ein Erwachsener!, fügte Rafa in Gedanken hinzu.

»Kinder gehen in die Schule. Auch das ist mir bewusst. Dort lernen sie Dinge. Wie kommt es, dass ich so viele Dinge in mir habe, ohne in einer Schule gewesen zu sein? Ich glaube, ich kann schreiben. Ich kann rechnen. Ich kann sogar die Schilder lesen. Ich bin genau so oder ähnlich wie andere in meinem Alter. Ich habe alle Worte und Gedanken in mir und noch viele mehr.« Er schwieg, kaute auf seiner Unterlippe, blickte Rafa an und fragte ganz leise: »Bin ich ein Ungeheuer?«

»Ein Ungeheuer bist du gewiss nicht, sondern ein wunderbarer lieber Junge.«

Juancho hob die Brauen und das erste Mal wirkte er verstört und gerührt gleichermaßen. Wie ein alter Mann, der zu viel im Leben gesehen hatte und sich innerlich noch immer wie ein Junge fühlte. »Du liebst mich, Rafael. Und ich liebe dich, denn du bist mein papaíto. Du warst immer für mich da.«

Und du für mich!, antwortete Rafa in Gedanken.

»Aber wenn es stimmt, was ich glaube ...« Er sah Rafa hilflos an. »Wenn es stimmt, dass ich jeden Tag ein Jahr älter werde, dann will ich das nicht. Denn das bedeutet, dass wir nicht mehr viel Zeit miteinander haben. Nein, das will ich nicht.«

»Ich auch nicht«, murmelte Rafa, den jäh Furcht erfasste, auch davor, dass Juancho nach nur wenigen Tagen Leben schon Angst verspüren mochte. Ein unerträglicher Gedanke!

Der Junge legte die Handflächen auf die Tischplatte, straffte sich und sagte: »Dann müssen wir einen Weg finden, um das zu verhindern.« Und er setzte ganz leise hinzu: »Hast du eine Idee, papá?«

Rafas Augen wurden feucht. Juancho hatte ihn Papa genannt, bedurfte seines väterlichen Rates und das Einzige, was er schenken konnte, war ein dümmliches Lächeln. Er verabscheute Hilflosigkeit, obwohl ihm durchaus bewusst war, dass er genau in diesem Zustand mehr als ein Jahrzehnt verbracht hatte. Als Sklave seiner Sucht, ein Mensch ohne Träume. Und doch rührte ihn dieses eine Wort zutiefst und verstärkte seine Liebe, wie es immer war, wenn man Liebe geschenkt bekam.

»Ich weiß keine Antwort«, sagte Rafa.

»Vielleicht sollten wir zu deiner Höhle gehen. Wir setzen uns vor den Sonnenuntergang und genießen die Stille. Vielleicht gibt die uns Antworten. Wir warten, bis der Wind mit uns redet oder die Palmen und Büsche und die Erde und die Felsen.«

»Der Wind? Die Palmen?«

Juancho war ganz aufgeregt. »Ja, das könnte doch sein, oder nicht?«

»Das wäre schön«, antwortete Rafa, dessen Herz laut schlug. »Aber ich glaube nicht ...«

»Dann müssen wir es versuchen.«

Rafa lächelte still. Am liebsten hätte er den Jungen ganz fest an sich gedrückt.

»Und ich bekomme dann vielleicht auch Antworten wegen meiner Eltern«, sagte Juancho. »Weißt du ...« Er kaute auf der Unterlippe. »Weißt du ... Ich frage mich, woher ich komme. Wer waren meine Eltern? Ich habe doch Eltern, oder?«

»Du hast Eltern, mein Junge, aber ich kenne sie nicht. Ich fand dich als Baby in eine Decke gewickelt. Du warst erst ein paar Tage alt. Ich beschloss, dich bei mir zu behalten, damit dir nichts zustößt.«

»Dann gab es jemanden, der mich nicht wollte.«

»So war es wohl.«

»Meine Mutter?«

»Das kann sein ...«

Juancho wiegte den Kopf und nach einer Weile flüsterte er: »Arme Mutter.«

Madre mía, dieser Knabe war ihm, dem alten, lebenserfahrenen Säufer, meilenweit voraus. Er strahlte etwas aus, was ihm fremd war und ihn melancholisch stimmte.

»Was würde sie sagen, wenn sie mir begegnet?«, fragte Juancho.

Sie läuft schreiend weg und hämmert ihren Kopf an die Wand!, dachte Rafa. »Sie würde dich nicht erkennen.«

Juancho kicherte und leerte die Cola. »Nee, das würde sie nicht. Wie auch? Sie denkt ja, ich bin noch ganz klein.«

Rafa bemühte sich um einen Abschluss. »Du hast recht, Juancho. Wir sollten darüber nachdenken, wie wir dein Altern verhindern. Also ... ich meine, nicht das normale, sondern ... dieses ...«

»Ich weiß, was du meinst. Überleg mal. Wenn das so weitergeht, bin ich in zwei Monaten älter als du.«

Und in drei Monaten tot!, resümierte Rafa. Es sei denn, du bist unsterblich!

Nun wirkte Juancho wie ein ganz normaler Junge, als hätte er die Weisheit abgestreift wie einen zu warmen Mantel im Sonnenschein. Rafa seufzte erleichtert, denn so war ihm der Junge eindeutig lieber.

Es musste eine Lösung geben, eine Möglichkeit. Eine, die Juancho am Altern hinderte. Und weit entfernt, im verwahrlosten Gebäude seiner Gedanken, hatte Rafa die Erklärung, doch er konnte sie nicht greifen.

Beide suchten nach Antworten. Jeder auf seine Weise.

Der eine, wohin er ging, der andere, woher er kam.

Antonio blinzelte und rieb sich die Augen, als habe Rafas Anblick ihn geblendet. Der Mann in gepflegtem Weiß und Schwarz schnappte sich die Gitarre. Selbstbewusst, mit hoch erhobenem Haupt und Schritten, die in seinen glänzenden weichen Lederschuhen federleicht wirkten, ging er zu seinem Schemel. Ein feiner Parfümduft folgte ihm. Er setzte sich und nickte den Gästen zu, die tuschelten und gebannt abwarteten.

Seine Finger strichen über die Saiten, die ihre Stimmung gehalten hatten. Die Gitarre war alt, aber wertig. Sie hatte ein warmes Timbre mit voluminösen Bässen und quirligen Höhen. Die Saiten waren gebraucht, aber spielbar. Rafa fühlte sich daheim. Als hätte das Instrument auf ihn gewartet, um ihn herzlich zu umarmen.

Die untergehende Sonne sandte rotglühende Strahlen vor das Café, wo es viele Tische und Stühle gab, und weitere im Innenraum. Abendwind fächelte sanfte Kühle auf die erhitzte Haut der Touristen.

Das Café war voll besetzt. Es war Zeit, dass er zeigte, was wirklich in ihm steckte. Juancho lächelte aufmunternd. Mehr brauchte Rafa nicht, um seine Finger tanzen zu lassen, ein Stück an das andere zu reihen und schließlich brach es aus ihm hervor.

Nach dem Konzert hob der Wirt die mächtigen Arme und legte sie um Rafa. Er drückte den Alten an sich und flüsterte: »Grandioso, amigo. Grandioso. Du warst besser, als ich es mir erträumt habe. Lass es gut sein für heute. Du hast sowieso fast eine Stunde gespielt.«

Als Rafael mit Juancho das Café verließ, wandelte er wie auf Wolken. Ein Vorhang zog sich zur Seite und dahinter lockte eine Stimme, deren Worte er nicht verstand. Er blieb stehen und legte den Kopf schief. Die Stimme klang schön und hell.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Juancho.

Rafa lächelte und nickte. »Oh ja, mein Junge.« Er drückte Juancho an sich. »Alles ist gut. Besser kann es nicht sein.«

Ein Mann keuchte hinter ihnen.

Rafa drehte sich um. »Warten Sie«, rief der Mann und zeigte strahlende Zähne in einem Fünftagebart. Das weiße Hemd spannte sich über einen Bauch, die Designerjeans saß eng. Der Mann hatte ein dunkles, südspanisches Gesicht, schwarze fingerkurze Haare glänzten ölig. »Warten Sie bitte, señor.«

»Was wollen Sie von mir?«, fragte Rafa mit harscher Stimme. Da war es, sein in langen Jahren antrainiertes Misstrauen, stets verbunden mit der Furcht, man wolle ihm etwas antun, und schlechtem Gewissen. Habe ich etwas falsch gemacht?

»Entschuldigen Sie, aber ich saß nebenan in der Pizzeria und hörte Ihre Musik.« Sein Blick fiel auf Juancho. »Dein Opa ist ein wunderbarer Musiker.«

»Ich weiß«, gab Juancho zurück.

»Ich möchte Ihnen ein Angebot machen«, sagte der Mann.

4

Minuten später saßen sie am Tisch und Maduerto bot an: »Nennt mich bitte Alva. Alle nennen mich Alva. Manche nennen mich hinter meinem Rücken auch Coloso, je nachdem.«

Sie bestellten. Alva einen Rotwein. Rafa eine Cola. Juancho einen Orangensaft. Dann kam der dicke Mann zur Sache.

»Mir liegt es fern, dich mit Geld zu locken, denn ich habe gesehen und gehört, dass du ein wahrer Künstler bist. Ich duze dich, ja? Künstler untereinander sollten sich nicht siezen.« Alva lächelte. »Mir ist klar, dass du nicht mit mir sprichst, weil du Langeweile hast. Du fragst dich: Was kann der Mann für mich tun? Und was kann ich für ihn tun? Und was haben wir beide davon?« Er machte eine kleine Pause. »Ich biete dir einen Vorschuss von dreißigtausend Euro. Dafür produzieren wir eine CD mit dir. Über die Tantiemen der Verkäufe und Downloads werden wir uns einigen, da bin ich sicher. Und parallel dazu solltest du ein paar Konzerte absolvieren, auch TV-Auftritte.« Er winkte ab. »Ich weiß, das klingt nach viel, viel

Arbeit und wenig Freizeit.« Er zeigte seine weißen Zähne. »Und das stimmt auch! Frag mal Paco. Der macht das seit fast fünfzig Jahren. Selbstverständlich achten wir bei unserer Planung auf dein Alter, Rafa. Nichts soll dich überfordern, denn letztendlich zählt, wie viel Freude du den Menschen bereitest.«

Rafa starrte in seine Cola und fragte sich, warum die Flüssigkeit aussah wie sehr, sehr dunkler Rotwein.

»Wie gefällt dir mein Angebot?«

»Ich bin ein sechzigjähriger Mann.«

»Na und? Kannst du dich an Scatman John erinnern? Der hatte seinen ersten Hit Everybody Jam mit zweiundfünfzig Jahren. Paco ist achtundsechzig und José schon siebzig. Das ist doch heutzutage kein Alter.«

Hatte nicht ein Philosoph gesagt, dass ein gütiges Geschick einem Liebe, Glück und des Augenblickes Freuden schenken mochte, doch stets um den Preis des dunklen Leidens? Gab es Licht ohne Schatten? Wie sehr durfte sich ein Leben in nur zwei Wochen ändern, ohne dass es einen zerriss? Das machte Rafa Angst. Wieder einmal. Wurde er dieses lähmende Gefühl denn nie los? Warum nahm er sich nicht die Freiheit, positiv zu denken? Dankbar zu sein?

Er leerte mit einem Zug seine Cola. »Ich werde dein Angebot überdenken. Wenn du möchtest, komm morgen früh in diese bodega. Findest du mich, nehme ich dein Angebot an. Findest du mich nicht, reise zurück nach Barcelona und erinnere dich an ein paar schöne Lieder.« Er stand auf. Juanchos verwunderter Blick folgte ihm. Er nickte dem Jungen zu. »Wir müssen gehen.« Seine Stimme klang belegt und dünn. Seine Haltung war die eines alten Mannes.

Alva erhob sich. »Ich werde noch eine Weile den milden Abend genießen. Ihr wart meine Gäste. Ich würde mich freuen, dich hier morgen früh zu treffen, Rafa. Überleg dir mein Angebot. Ein besseres wirst du so bald nicht bekommen.« Er reichte Juancho die Hand. »Sprich ihm gut zu, mein Junge. Wer sein Talent verschleudert, begeht eine Sünde. Talent ist Verpflichtung, kein Recht!«

»Ich bin ein Narr, Ich hätte direkt zusagen sollen«, sagte Rafa unversehens und blieb stehen.

»Warum?«, fragte Juancho, der schon wieder etwas gewachsen zu sein schien, denn der Hosensaum entfernte sich von der Schuhspitze nach oben.

»Du hast Besseres verdient als eine Höhle.«

»Mir gefällt die Höhle. Ich kenne nichts anderes.«

»Du würdest dich wundern, wie schön es in einer Wohnung ist, mit fließend Wasser, einem Bad, einer richtigen Toilette und einem hübschen Wandanstrich.«

»Ich bin in der Höhle zufrieden, also bin ich dort zuhause«, gab Juancho zurück.

»Aber ich nicht mehr, verstehst du?«, fragte Rafa mit belegter Stimme.

»Dann musst du Alvas Angebot annehmen.«

»Glaubst du, das wäre richtig?« Rafa wunderte sich nicht, einem vielleicht Zwölfjährigen eine so wichtige Frage zu stellen. Er wunderte sich nämlich über gar nichts mehr.

»Magst du dich mit mir auf diese Bank setzen?«, fragte Juancho.

So saßen sie nebeneinander. Junge und Mann. Sie schwiegen. Viele Minuten lang. Die Luft war klar und mild. In der Ferne hupte ein Auto. Hunde bellten. Weit entfernt lachte eine Frau. Sternschnuppen fielen ins Meer.

Rafa deutete zum Himmel. »Hast du die Sternschnuppen gesehen? Einige Male im Jahr gibt es diesen himmlischen Regen über Gran Canaria. Ein schönes Schauspiel.«

»Ja, sie sehen wunderbar aus.«

»Das sind sterbende Sterne, Juancho. Sie sind das Feuerwerk der Wahrheit. Manche Menschen nehmen an, dass Sternschnuppen ihre Wünsche erfüllen. Ich glaube, diese flammenden Tode sind wie ein Band zwischen dem jetzigen und dem künftigen Dasein.«

»Wie schön du das ausdrückst, papá«, flüsterte Juancho.

Rafa antwortete: »Ja, Juancho. Manchmal fallen mir schöne Worte ein, die ich fast vergessen habe. Es gab sogar eine Zeit, da habe ich sie aufgeschrieben, denn ich wollte sie zu Liedern machen.«

Die sich im Gebäude meiner Gedanken in verfallenen Räumen versteckt halten!

»Doch ich sehe nicht nur die Sterne, sondern auch den Raum dazwischen, verstehst du, mein Junge? Es ist so, wie man musizieren sollte. Wichtig sind stets die Töne, die man nicht spielt, denn sie geben der Melodie Raum und Halt, während die Noten sind wie verglühende Sternschnuppen. Das Dazwischen gibt den Gedanken einen Ort, wo sie verweilen können.«

Ihre Blicke folgten weiteren zwei, drei Sternschnuppen, die flirrende schmale Bänder in den dunklen Himmel zeichneten.

Rafa sagte: »Meine Gedanken haben verweilt und ich weiß, was ich in meinem künftigen Dasein tun werde.«

Juancho drehte sich zur Seite und betrachtete Rafas Gesicht.

»Ich werde das Angebot annehmen, wenn du bei mir bleibst. Egal, wohin ich gehe. Ich werde eine Platte aufnehmen und Konzerte geben. Aber nur, wenn wir die Möglichkeit finden, zusammenzubleiben.«

Juancho legte seine schmale Hand auf den rauen Handrücken des Gitarristen. »Ich bleibe bei dir. Das verspreche ich dir. Aber das geht nur, wenn ich nicht so schnell älter werde. Was sollen die Menschen dann sagen? Sonst bleibt mir nur, mich zu verstecken oder alle paar Tage woanders zu leben, wo man mich nicht erkennt.« Er seufzte. »Ich bin sicher, nein, ich weiß, dass es eine Möglichkeit gibt, das anzuhalten. Warum sollte uns das Leben trennen, wenn es uns auf so wunderbare Weise zusammengeführt hat?«

Rafa sah eine weitere Sternschnuppe, die einen hellen Bogen beschrieb und kurz über dem Firmament aufblitzte und verschwand. Sie war wie Juanchos Leben. Sie leuchtete auf, loderte anmutig und starb erhaben. Sie schenkte einerseits den Raum des Denkens und andererseits war sie eine Metapher für Vergänglichkeit. So, wie alles auf der Welt zwei Seiten hatte.

Sie überquerten die Straße. Aus einer Gaststätte drang deutsche Volksmusik und Werbeschilder priesen Schnitzel und Leberkäs' an. Im Schatten knutschte ein junges Paar. Eine Katze sprang aus einem geöffneten Müllcontainer. Ein Polizeiwagen fuhr vorbei. Der Sternschnuppenregen hatte aufgehört.

In diesem Moment hielt ein blauweißes Auto der Guardia Civil neben dem Mann und dem Jungen. Der Fahrer des Wagens blieb sitzen, sein Partner sprang heraus und kam zu Rafael und Juancho. Der Polizist musterte Juancho, dann starrte er Rafael an. »Sind Sie der Mann, der in Antonios Café Gitarre spielt?«

Rafas Herz rutschte in die Hose. Noch immer gehörte Respekt vor polizeilicher Obrigkeit zu seinem tiefverwurzelten Naturell, obwohl er wusste, dass die jungen Polizisten von heute mit denen der Francodiktatur nur noch den Namen gemein hatten. »Ja, ich bin das.«

Der Polizist verzog das Gesicht. »Dann müssen wir uns unterhalten.«

»Aber warum?«

»Zu wem gehört der Junge?«, fragte der Polizist.

»Zu guten Freunden, die im Hotel wohnen.«

»Dann ist es besser, wir bringen ihn dorthin«, sagte der Polizist und Rafa überlief es eiskalt.

»Ich finde den Weg alleine«, sagte Juancho selbstbewusst. »Ist nicht weit von hier.«

»Dann mach dich davon!«, rief der Polizist aus. »Es ist verdammt spät für einen Bengel deines Alters. Fast Mitternacht.«

»Und mein ... mein ...?«

»Dein Opa? Der kommt mit uns.«

»Aber warum? Was hat er getan?«

Der Polizist antwortete nicht, doch sein Gesichtsausdruck veränderte sich und sein harter Blick nagelte Rafa fest. Er wechselte in eine respektlose persönliche Anrede. »Oder bist du einer von denen, Alter? Das ist ein sehr hübscher Junge.

Aber viel zu jung für schmutzige Spiele. Sag bloß, du bist eines von diesen Dreckschweinen?»

»Aber nein«, hob Rafa abwehrend die Hände. »Wo denken Sie hin? So etwas würde ich nie tun.« Er sah erleichtert, dass Juancho sich auf den Weg machte. Ihre Blicke begegneten sich noch einmal, dann ging der blonde Junge davon, als würde er sich beeilen müssen, um zu seinen Eltern ins Hotel zu kommen. Der misstrauische Blick des Polizisten folgte ihm und bevor ihm einfallen konnte, Juancho zu folgen und nach Details zu fragen, rief Rafa: »Was um alles in der Welt, wollen Sie von mir? Ich bin doch nur ein alter Kerl.«

»Ein Dieb bist du«, sagte der Polizist, der Juancho im Auge behielt, bis der Junge hinter einer Hecke verschwand.

»Aber das stimmt nicht.«

»Das werden wir sehen. Wir wussten, dass du deine Gitarre hinter Antonios Tresen deponiert hast. Genau dort haben wir sie gefunden.«

Die Gitarre! Rafa seufzte und schloss die Augen. Daran hatte er nicht mehr gedacht.

»Wir haben sie bei uns im Auto auf dem Rücksitz. Sag die Wahrheit: Gehört sie dir?«

»Nein, sie gehört nicht mir.«

»Du hast sie gestohlen?«

»Nein, ich ...«

»Das werden wir auf dem Revier besprechen.«

»Ich habe sie nicht gestohlen, sondern ...« Ich habe sie verwahrt!, wollte er sagen. Und schließlich habe ich vergessen, sie zurückzugeben, da mein Leben sich überschlagen hat wie ein rollender Stein! Doch er brachte es nicht über die Lippen.

»Nicht gestohlen? Also ist sie dir zugeflogen? Einfach so? Weißt du eigentlich, wie verzweifelt der Besitzer ist? Dieses Instrument ist sein Broterwerb. Er liebt seine Gitarre. Und du verdienst mit einer Gitarre Geld, die dir nicht gehört?«

Rafas Kopf sackte auf die Brust, seine Schultern sanken nach vorn. Er kam sich anrühlig, alt und nutzlos vor. Aus war es mit seiner Karriere, mit dreißigtausend

Euro und mit einem besseren Leben. Aus für alle Zeiten! Nun war er gebrandmarkt als Dieb. Und es gab nichts und niemanden, der ihn vor der gerechten Strafe retten konnte.

Unglücklich stieg er in den Polizeiwagen. Während der Fahrt zum Revier strichen seine Fingerspitzen sanft über die Saiten der Gitarre, die neben ihm lag, ohne ihnen einen einzigen Laut zu entlocken.

DRITTES KAPITEL

1

Der Junge hockte hinter einem Auto und sah Rafael in den Polizeiwagen steigen. Die Türen schlugen zu und das blauweiße Auto fuhr davon.

Juancho war verunsichert.

Wohin brachten die Männer seinen papaíto?

Und warum hatten sie ihn festgenommen?

Juancho entschied, dem Auto zu folgen.

Er lief so schnell wie nie zuvor in seinem Leben und behielt den Polizeiwagen im Blick. Er keuchte und die langen Haare fielen ihm ins schweißnasse Gesicht. Er war jung und er war schnell. So einfach ließ er sich nicht abhängen, auch wenn sein Herz pumpte und es in seinen Ohren rauschte. Er würde Rafael nicht im Stich lassen. Falls es einen Weg gab, würde er ihn befreien, damit sie wieder zusammen sein konnten.

Er schnappte nach Luft und seine Tränen mischten sich mit Schweiß.

PAPAÍTO!!!

Rechts gab es eine Tankstelle und Juancho hoffte, dass die Polizei dort anhielt, doch so war es nicht. Im Gegenteil. Obwohl kein Auto in dieser Gegend schneller als 40 Kilometer pro Stunde fahren durfte, raste der Polizeiwagen unvermittelt los und nach wenigen Sekunden verschwand er in einem Kreisverkehr und weg war er.

Der Junge hockte sich hin, die Handflächen auf dem noch immer warmen Pflaster, Speichel rann aus seinem Mundwinkel und Tränen über seine Wangen. Langsam beruhigte sich sein Herzschlag und der Atem kehrte in seinen Körper zurück. Er richtete sich auf und hielt sich an einer Mauer fest.

Juancho hatte keine Ahnung, wohin man Rafael gebracht hatte.

Wie im Traum ging er zur Bar von Antonio. Erst jetzt begriff er, wie lange und weit er dem Auto gefolgt war. Als er bei der Bar anlangte, war er müde und wach gleichermaßen. Traurig und zornig. Hilflos und erschöpft.

Antonio hatte Mitleid mit dem Jungen und schenkte ihm eine Cola. Er erklärte ihm, was geschehen war. Die Polizei hatte Rafaels Gitarre konfisziert, die gar nicht ihm gehörte. Sie waren streng gewesen und hatten gedroht, Antonios Bar genauer unter die Lupe zu nehmen. Wenn sie wollten, würden sie immer etwas finden, um den Laden zu schließen oder ihm zumindest Schwierigkeiten zu bereiten. So waren sie stets, wenn sie etwas wollten, das sie nicht einfach bekamen. Also hatte Antonio den Gitarristen beschrieben und auch den Jungen, der ihn begleitete.

»Hab keine Sorge«, sagte der knarzige Wirt. »Wegen so einer Kleinigkeit sperrt man deinen yayo nicht ein. Morgen ist er wieder auf freiem Fuß. Es handelt sich doch nur um eine billige Gitarre!«

2

Er erwachte und trat ins Freie. Er gähnte und erleichterte sich an einem Busch.

Seit einer Woche wuchs er. Soviel er wusste, würde das morgen oder übermorgen aufhören und er hätte seine endgültige Körpergröße erreicht. Er war jetzt achtzehn, vielleicht neunzehn Jahre alt. Er hatte den Überblick verloren, da das Leben gleichförmig war und sich nicht festhalten ließ.

Gestern, heute, morgen, das waren die drei Tage seines Lebens. Verglich er die Zeit mit einem Fluss, war sie ein reißendes Gewässer. Dennoch scheute Juancho sich nicht, seine Angel auszuwerfen, und erkannte letztendlich, dass die Zeit sich weder fangen noch verzehren ließ, da sie sich selbst verzehrte. Er musste Wege finden, um diese wenige Zeit nicht zu verschwenden, sondern zu gebrauchen, denn nur dadurch wurde sie zu Leben.

Er hatte Kleidung in Rafaels Einkaufsstüten gefunden, die er an einer Quelle reinigte und in der Sonne trocknete. Sie passten einigermaßen, waren jedoch ausgebleichen, fadenscheinig und nicht für einen jungen Mann gemacht.

Seit einer Woche wartete er auf Rafaels Rückkehr, Tage, in denen er sich von Resten und wildem Obst ernährte, da er kein Geld hatte.

Am nächsten Morgen, nachdem die Polizei Rafael mitgenommen hatte, hatte Juancho noch einmal mit Antonio gesprochen. Der Wirt hatte ein paar Telefonate geführt und in Erfahrung gebracht, dass man Rafael noch am selben Abend wieder entlassen hatte. Danach hatte er die wichtigsten Krankenhäuser der Umgebung angerufen und erfahren, dass niemand etwas über einen Rafael Martiguez wusste. Juancho hatte sich auf die Suche begeben und war gegen Mittag Alvarez Maduerto begegnet, der die bodega verließ, in der er sich mit dem Künstler treffen wollte.

Juancho hatte dem dicken Mann alles erzählt. Und Alva war voller Mitleid gewesen. »Ich werde sehen, was ich tun kann. Das ist wirklich tragisch. So ein genialer Musiker und er hat kein eigenes Instrument. Mein Flieger geht heute Abend. Bis dahin habe ich deinen ... Opa gefunden. Das wäre doch gelacht, wenn wir ihm nicht helfen können.«

Sie hatten sich verabredet, aber Alva war nicht mehr aufgetaucht.

Auch Rafael blieb verschwunden.

Das änderte sich auch in den nächsten Tagen nicht.

Juancho war traurig. Er schloss die Augen, befragte seinen Körper, die Sterne und den Halbmond, er lauschte den Zikaden und den Ziegen hinter dem Hügel, er atmete die milde Luft und den Meeresduft, er tat alles, um Kontakt zu seinem papaíto herzustellen. Doch selbst er konnte nicht zaubern. Er begriff, dass das Leben seine eigenen Regeln schrieb, auch wenn er selbst eine Ausnahme bildete.

Wo war Rafael?

Würde er ihn jemals wiedersehen?

Er war verwirrt, weinte, wurde zornig, denn er fühlte sich im Stich gelassen, dann wieder trübsinnig, und als er so durcheinander war, dass sogar das Licht der Sonne sich grau trübte, beschloss er, sich nicht mehr zu grämen, da er sonst nie wieder Sternschnuppen sehen würde. Er seufzte tief und betrachtete seine Trauer als eine Art Atemholen von der Freude, die er mit seinem papá erfahren hatte. Denn auf jeden Atemzug folgt ein nächster, und auch das bedeutet Leben.

Doch was sollte er nun tun?

Er war sich seines markanten Aussehens bewusst. Groß, schlank, mit inzwischen gebräunter Haut und hellblonden Haaren, die ihm bis auf die Schultern fielen. An Orten, die er noch vor wenigen Tagen besucht hatte, durfte er sich nicht mehr sehen lassen. Seit seiner letzten Begegnung mit dem Wirt Antonio war er um drei Köpfe gewachsen und überragte die meisten Männer. Er war ... auffällig! Und das stellte ein nicht zu unterschätzendes Problem dar.

Er packte alles, was er mitnehmen und nutzen konnte, schnürte ein Bündel und machte sich auf in den Norden der Insel. Er spürte, dass ihn etwas rief. War es papaíto? Oder war es die Stimme des Lebens? Juancho wusste es nicht, aber er folgte ihr, denn sie würde ihm den Weg weisen.

3

Das sanfte Licht der frühen Nachmittagsstunden erzeugte eine magische Stimmung. Zwischen den grünen Hängen blitzten die Blüten der noch immer blühenden Mandelbäume wie Juwelen in weißrosa. Das Gezwitscher der Vögel, die frische und klare Luft und die wärmenden Sonnenstrahlen schenkten Juancho eine friedvolle Stimmung.

Er kam in ein kleines Dorf.

Weißer Häuser mit abgesetzten Natursteinen und hölzernen Balkonen begrenzten schmale Gassen, die zu einem Marktplatz führten, der von einer Kirche überragt wurde und einem alten Feigenbaum, der lange Schatten warf. Juancho setzte sich auf die Holzbank und streckte die Beine von sich. Er hatte Durst und war hungrig.

Das Dorf wirkte wie ausgestorben. Es war Siesta. Nichts deutete auf Tourismus hin.

Er schloss die Augen und lauschte in sich hinein, doch er hörte nur das Knurren seines Magens. Wie sollte er ohne Geld seinen Hunger und seinen Durst stillen?

Seine Gedanken wurden von einem Geräusch abgelenkt. Hinter einer mannshohen Statue, die in einem Kakteenbeet stand, weinte jemand. Juancho

konnte nicht weghören, denn Tränen waren die Sprache der Seele, also erhob er sich und näherte sich dem Menschen. Dort saß ein Mädchen, das Gesicht in den Handflächen verborgen.

»Kann ich etwas für dich tun?«, fragte Juancho.

Das Mädchen blickte erschrocken auf. Juanchos Herzschlag setzte für einen Moment aus. Sie hatte ein ovales Gesicht mit großen dunklen Augen, eine schmale Nase und weich geschwungene Lippen, alles umrandet von lockigen schwarzen Haaren. Das Mädchen öffnete den Mund, schüttelte den Kopf und wischte sich eilig die Augen und Wangen trocken.

»Entschuldige bitte«, sagte Juancho. »Ich wollte nicht aufdringlich sein.« Mehr konnte er nicht sagen, und er erkannte, dass er dem schönsten Mädchen der ganzen Welt begegnet war. Es konnte nicht anders sein, denn sein Herz pochte aufgeregt.

Das Mädchen verzog den Mund und flüsterte: »Was willst du von mir?«

»Ich wollte mich ausruhen. Dort auf der Parkbank, die du von hier aus nicht siehst. Ich bin einen langen Weg gegangen, um in dieses Dorf zu kommen, und dann hörte ich dich.«

»Und was gehen dich meine Tränen an?«

»Wer weint, dessen Seele ruft nach Freiheit«, sagte Juancho. »Ich konnte den Ruf nicht überhören.«

»Wer bist du?« Nun lächelte sie tatsächlich. »Ein Narr, der mit klugen Worten um sich wirft?«

»Ich bin Juancho«, sagte er.

»Ich bin Selina«, gab sie zurück. »Und ich wäre lieber mit meinen Tränen allein geblieben.«

Er fragte: »Darf ich mich zu dir setzen? Auf deiner Bank ist noch Platz.«

»Was gehe ich dich an, Fremder?«

»Jeder Mensch geht den anderen etwas an.«

»Ich sagte ja, du bist ein Narr.«

»Ist nicht jeder Mensch in den Augen von irgendjemandem ein Narr?«

Sie schmunzelte und ihre Tränen versiegten. »Dann setz dich, Juancho mit den klugen Worten. Wie sollte ich es dir verbieten? Deine Art zu reden hat meine Trauer vertrieben. Zumindest vorerst ...«

Juancho nahm neben Selina Platz und achtete peinlich darauf, genug Abstand zu halten.

Er meinte, den Geruch dieses schönen Mädchens wahrzunehmen, und konnte sich schon jetzt an ihrer Stimme nicht satt hören. Alles in seinem Kopf drehte sich. War er soeben dem Menschen seines Lebens begegnet ... und hatte es rechtzeitig erfasst? Gab es das? Unversehens eine Begegnung, einige wenige Blicke, ein kurzer Wortwechsel und dann war es da, jenes Band, das zwei Menschen miteinander verknüpfte? Die Welt war groß, überall konnte der Mensch sein, den zu lieben es sich lohnte, selbst irgendwo in einem namenlosen Dorf. Und genau jenem Menschen begegnete er?

»Ich bin heute der Frau meines Lebens begegnet«, sprach Juancho seine Gedanken aus.

Selina hob die Brauen.

»Und diese Frau bist du.«

Sie öffnete den Mund, ihre Mundwinkel zuckten und es sah aus, als wolle sie diesen fremden jungen Mann auslachen. Doch offenbar bremste sie etwas an seinem Blick, seiner Stimme, seiner Ernsthaftigkeit, denn sie kräuselte die Lippen und sagte: »Du bist ein hübscher Kerl, Juancho. Du scheinst ganz anders zu sein als alle Männer, die ich kenne. Abgesehen davon, dass deine Kleidung wirklich ganz grauenvoll aussieht ...«

... und wie geht es weiter?

Das erfahren Sie im Roman

ZEIT FÜR LIEBE

Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für diese Leseprobe genommen haben!